

**Der Aufbruch der Graugänse.
Gedanken zu Claudia Bergs Bildern.**

Ein Schwingen / Laut und Schwingenschlag / gesagt
War nichts / doch nichts blieb sich von nun an gleich:
Die Auen zitterten um einen Teich /
Dort war kein Land / dort war ein anderer Tag.

Ich stand in einer Schalung / einem Pochen /
Das in die Knie kroch / sah Flügel ragen /
Und Leiber stiegen auf / ein Tausendklagen /
Und alles schrie / das Licht war wie gestochen.

Können Bilder aus Geräuschen entstehen? Kann das Sichtbare hörbar werden? Kann ein Licht ein Schrei sein und ein Laut eine Farbe? Ich stehe im Atelier Claudia Bergs und sehe eine Fassade mit hohen Fenstern, augenscheinlich irgendwo in Italien, doch sie steht auf keinem festen Grund, in der Ferne erkenne ich den Schatten einer Kuppel, ebenso schwebend in einem Licht, das aus spärlichen Strichen zu entstehen scheint. Ein Wolkenrand? Oder ist es Wasser? Doch das alles ist eigentlich zweitrangig, denn das Bild schwingt, es regt sich, ein Wellengang, es pulst, und ich frage mich: Kann ich es hören? Atmen hören?

Ich sehe die Graphik, die vor mir auf dem Fußboden steht, da plötzlich klafft jene ganz andere Erinnerung auf: der Aufstieg von Graugänsen, einst auf den Elbwiesen bei Wittenberg, ein Schreckmoment, als mir die Sinne ineinander fielen, als ein Schrei aus hunderten Kehlen blendend hell war. Warum das? Claudia Bergs Bilder können mich direkt in die Synästhesie führen, in ein Ganzheitserleben des Sinnlichen. Das ist eine besondere Eigenart ihrer Kunst. Sie kann ja auch in einem Katalog Noten Chopins neben wirres trockenes Gestrüpp stellen, winterkahle Büschel, Reste des Sichtbaren unter einem weiten Himmel – und das ist viel mehr als ein illustrativer Effekt. Weil das Bild aus dem Hören entstanden ist? Oder weil nicht nur Konturen, sondern Klänge die dargestellte Landschaft formen? Wie sie sich ja auch oftmals explizit auf Dichtungen bezieht: Kommt das Sehen da aus dem Lesen? Oder das Lesen aus dem Sehen? Oder beides aus dem Versuch, Vorbewusstem eine Erscheinung zu geben?

Ein Schwingen / Laut und Schwingenschlag / gesagt
War nichts / doch nichts blieb sich von nun an gleich:
Die Auen zitterten um einen Teich /
Dort war kein Land / dort war ein anderer Tag.

Ich stand in einer Schalung / einem Pochen /
Das in die Knie kroch / sah Flügel ragen /
Und Leiber stiegen auf / ein Tausendklagen /
Und alles schrie / das Licht war wie gestochen.

Dieses Gedicht zeichnet eine Erinnerung nach. Der Augenblick, als die Gänse aufflogen, ist datierbar, irgendwann vor sechs Jahren. Dieser identifizierbare Moment aber ist nicht mehr als der Auslöser, nichts als die pure Oberfläche des Textes. Hier wird mir nun eine weitere Eigenart der Kunst Claudias Bergs deutlich. Denn das Gedicht bildet seinen Korpus durch das, was unter dem konkreten Ereignis liegt, durch Wörter unter den Wörtern. Da wird das Schwemmland plötzlich lebendig und zittert. Da hebt ein anderer Tag an, und wer Ohren hat, der höre: Mehr ist das, als ein Datumswechsel. Verborgene Stimmen ziehen mit den Gänseschreien durch die Verse, uralte Prophetensprüche von einem „Tag des Herrn“ und auch das „fließende Licht der Gottheit“ Mechthilds von Magdeburg sickern ein. Da ist nichts mehr, wie es war. Leserin und Leser können diese Stimmen kaum identifizieren, müssen sie auch nicht kennen, aber sie sind fühlbar da. Wer sich lesend öffnet, findet einen Raum unter den Bedeutungen der Wörter. Mehr ist sogar darin, als ich als Autor davon weiß.

Man kann auch von den Bildern Claudia Bergs nur auf einer ganz oberflächlichen Ebene sagen, dass sie dies oder das zeigen würden – und das meine ich nicht nur in Hinsicht auf ihre weite Assoziationsoffenheit. Nein, ganz konkret: Alle diese Bilder sind über andere gelegt, sie bergen unter ihrer sichtbaren Erscheinung andere Bilder. Sie haben Erinnerungen in sich, die sie nicht erkennbar zeigen und doch zeigen. Die Künstlerin legt Schichten aus, das ist eines ihrer Verfahren. Wie jeder Mensch und jede Kultur Bezirke in sich tragen, die nicht erinnerbar sind, doch auch nicht vergessen werden können, so sind auch Claudia Bergs Bilder verstörende Zeugen des Unerkennbaren im eigenen Innern. Immer ist mehr im Spiel, als gerade erscheint. Unter einem Haus liegt eine frühere Landschaft, unter einem Tor ein Baum. Diese Bildwesen

haben eine Kindheit und sie haben Träume, sie haben eine Vergangenheit, und diese ist selbst lebendig, veränderlich, fließend ... Da sollen sich noch einige Vögel aufmachen und diesen Ausstellungsraum durchkreisen: *Rauchschnalben (Hirundo rustica)*.

Winke am Himmel / denn alles / was lebt /
Öffnet sich / nimmt und verzehrt sich / verschwebt /
Bläuliche Flammen / aus festeren Stoffen
Zischt / was wir sehen und denken und hoffen.
Glut ist der Grund / wird zu Asche und Rauch /
Flackert und schwindet / wird Flügel und Bauch /
Weiße Gebilde / ein Staubflug / ein Schwarm?
Nur was verlischt / bleibt für seine Zeit warm?

Still und unbeweglich hängen diese Bilder hier, erstarrt in ihrer Materialität. Aber das ist eine Abstraktion. Denn wenn ich meiner Wahrnehmung folge, ist es anders. Diese Bilder haben eine Eigenschaft, die Claudia Bergs Werke prägt und die für alle, die sie sich dauerhaft hinhängen, höchst verstörend ist. Diese Bilder bleiben nicht, was sie sind. Sie verändern sich fortwährend. Man kann sich ihrer nicht sicher sein. Ich kann es bezeugen, denn über meinen Schreibtisch hängt eine große Graphik von ihr, ein Windlandschaft. Aber ich kann gar nicht sagen, dass es eine bestimmte Graphik wäre, denn sobald ich die Augen schließe und sie wieder öffne, bin ich mir nicht gewiss, ob sie noch dasselbe darstellt. Denn das, was da in Form von Überlagerungen in die Vergangenheit dieser Bilder eingetragen ist, vollzieht sich auch in der Gegenwart des Betrachtens: Bilder legen sich hier über Bilder. Lebendige Gestalten sind das, Stadien eines Werdens, sie bleiben sich nicht gleich. Niemand kann selbstsicher sagen, er hätte sie gesehen.

Der Schwelbrand

Nun bin ich an der Kehre / hier beginnt
Die andre Seite dessen / was vergeht.
Pupilleninneres / woraus besteht
Das Nachbild / das in trockenem Reisig glimmt?

Wo aus dem Tag wird immer neu die Nacht /
Und in der Nacht wächst unentwegt die Frage:
Was nährt den Lichtschein / den ich in mir trage?
Ein Funkenflug / fast nichts / hat ihn entfacht?

Licht, noch einmal das Licht, das in diesen Bildern von innen zu entstehen scheint: Ich kreise um diese Gebilde, die immer gerade erst im Entstehen begriffen sind, die vor meinen Augen gerade eben werden. Warum beunruhigen sie mich so? Weil sie mich auf eine Schwelle tragen. Sie lassen mich nicht danach fragen, was ich da sehe, sondern danach, was mir sichtbar *wird*. Sie haben immer einen unsichtbaren Raum im Rücken, ungestaltete Tiefe des Möglichen, und immer werde ich überrascht: Diese Bilder haben in sich eine Weite, die er selbst noch nicht kennen. Sie weiten den Raum der Sinne, und das ist, so lehren es die Striche und Kratzer, die Linien und Formen, ein zielloser, ein gelassener, ein unabschließbarer Gang.

Die Nonnengänse

Risse im Stoff, durch den Himmel, in Fäden, fein durch die Zirren
ziehen Nonnengänse und trennen den Raum auf, Gewebe:
Samt, da zucken Gewitter und Windräder blinken, die Falten,
Wolkengewänder sinken von den Bergen und fallen
naßschwer über die Autobahn, ein Kleid ohne Körper.

Schlafend und wachend in eins im Flug, sie hungern seit Tagen,
Vögel im Keil, sie magern ab auf den Willen und Knochen.
Ihre Vergangenheit nährt sie, das Fett aus dem üppigen Sommer,
Gras und Gewürm, verwandelt in die Bewegung der Schwingen.
Manchmal fällt aus den Vielen eine zurück – ist vergessen,
war nie dabei, als man fraß, und taumelt allein in die Tiefe.
Wenige hören den Schrei, wenn einer der Vögel sich aufgibt:
Durchdringend, leise, ein Sirren, gerade so noch zu hören,
schwingt durch Luft und Gestein, wie Nachtfrost sticht es ins Erdreich.

Noch einmal Gänse, nun ziehen sie am herbstlichen Himmel nach Süden, und sie bewegen sich in Hexametern, dem ruhigen Puls des klassischen Erzählens, wenn Anfang und Ende offen sind. Haben diese Bilder eine Zeit? Natürlich, ja. Aber sie haben zugleich einen zeitlosen Lebenshunger, eine unstillbare Sehnsucht in sich, eine Augenblicksgestalt, die schwer zu fassen ist. Denn es ist der gegenwärtige Augenblick. „Das eine Sein war niemals, niemals wird es sein, denn jetzt *ist* es zumal als Ganzes (*nyn estin homou pān*).“ So hat es der Vorsokratiker Parménides traumwandlerisch gedacht: zeitlose Erstreckung der Zeit, die kein Nacheinander begründet, sondern das *Jetzt*. Dem ist die Künstlerin auf der Spur, dem Augenblick, in dem alles genau das ist, was es ist, und alles ist offen.

Christian Lehnert zur Eröffnung der Ausstellung
„Hier blüht dauernder Lenz, hier strahlt fast zeitloser Sommer“
in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, im September 2024